

Ein halbes Jahr in USA

Von PAUL BOLKOVAC S. J.

Am Mittwoch, den 5. Oktober 1948, verließ die viermotorige Maschine, Typ Skymaster, um 9 Uhr früh den Rhein-Main-Flughafen bei Frankfurt. Wir erreichten New York, nach Zwischenlandung in Irland und Neufundland, am Donnerstag früh um 4 Uhr Eastern Standard Time, 10 Uhr deutsche Zeit. Nach einem kurzen Aufenthalt in New York und einem ebenso kurzen Besuch in Washington verlebte ich die nächsten Wochen als Gast der Franz-Xaver-Universität der Jesuiten in Cincinnati im Staate Ohio. Die Stadt hat eine Bevölkerung von 450 000, liegt 1200 km südwestlich von New York, gehört zum Mittleren Westen und ist durch eine Brücke über den Ohio mit Kentucky verbunden, dem nördlichsten der Südstaaten. In diesen ersten Wochen wurde ich mit Land und Leuten bekannt, gewöhnte mich an das Klima und die Mentalität, lernte American accent und American slang.

Inzwischen traf der Präsident der Universität, P. Steiner S. J., zusammen mit P. Shiels S. J., Professor für Geschichte, die Vorbereitungen für eine ausgedehnte Reise durch die Staaten. Der großzügige Plan, der auch die Vermittlung von Verbindungen und die Finanzierung einschloß, erlaubte es, die erforderlichen Unterlagen für eine geplante Reportage über den amerikanischen Katholizismus an Ort und Stelle einzuholen. Da sich das katholische Leben vorwiegend und sogar fast ausschließlich in den Großstädten konzentriert hat, obwohl 40 Prozent der Amerikaner auf dem Lande oder in kleineren Städten leben, waren auf dem Reiseplan diese Zentren bevorzugt behandelt. Von Dezember bis April bin ich dann ständig unterwegs gewesen: im Süden (Jacksonville, Florida — Mobile, Alabama — New Orleans, Louisiana), an der Westküste (Los Angeles und San Franzisko), im Mittleren Westen (St. Louis, Missouri — Kansas City, Kansas — Omaha, Nebraska — Prairie du Chien, Wisconsin — Milwaukee, Wisconsin — Chicago, Illinois — South Bend, Indiana) und über Washington zurück nach dem Osten. Als der Frachter am 5. April 1949 New York verließ und nach 10 Tagen in Bremerhaven anlegte, war eine Informationsreise von 34000 km mit Flugzeug, Dampfer, Auto und Bahn abgeschlossen.

Um den gewünschten Einblick und die erforderlichen Aufschlüsse zu gewinnen, ist man neben dem Studium der Verhältnisse und der Lesung der einschlägigen Bücher vor allem auf das Interview angewiesen. Die Fragwürdigkeit dieser Methode läßt sich beheben, wenn man das Verfahren systematisch betreibt, für eine entsprechende Auswahl der Befragten sorgt, die Konvergenz der Aussagen im Auge behält und bei Gegensätzen auf die Argumente der Parteien zurückgreift. Außer flüchtigen Begegnungen, die trotzdem zuweilen recht aufschlußreich wurden und von einem freundlichen oder auch herzlichen shake hands begleitet waren, habe ich in den 6 Monaten etwa 300 thematische Gespräche geführt. Die Teilnehmer, Katholiken und Nichtkatholiken, gehörten meist zu den Kreisen, die beruflich mit Erziehung und Forschung, Presse und Verlagen, Funk und Film verbunden sind. Die Aussprache mit Vertretern aus Wirtschaft und Politik war seltener. Im Fall 1 erweckt man als Deutscher von vornherein immer noch den Verdacht, für eine Hilfsaktion werben zu wollen. Im Fall 2 gehört das Schweigen und Verschweigen zum Beruf. In beiden Fällen verhindern diese Hemmungen entweder das Gespräch oder lassen es nicht unbefangen sich entwickeln. Trotzdem war es auf dem Umweg über die Universität möglich, Informationen zu erhalten. Die Professoren wechseln manch-

mal ihren job, gehen in die Wirtschaft oder Politik. Sie behalten die Verbindung mit ihren früheren Kollegen, die außerdem häufig um wirtschaftliche oder politische Gutachten gebeten werden. So ist die personelle und sachliche Verbindung der Universitäten mit den Strömungen und der Führung in Wirtschaft und Politik wahrscheinlich in Amerika stärker ausgebildet als in Deutschland. Diese Verflechtung hat zur Folge, daß man indirekt allerhand erfahren kann, wo ein direkter Zugang unmöglich oder schwierig ist. Nach dem Zweck meiner Reise und der erbetenen Besprechung gefragt, habe ich regelmäßig geantwortet: „Wir waren seit 1933 in Deutschland mehr oder weniger disconnected. Nach dem Zusammenbruch vermittelten uns die GI's, das Military Government und Care Pakete nur zufällige Eindrücke, die oft zwiespältige Gefühle auslösten. Vor allem wissen wir Katholiken in Deutschland zu wenig über den Katholizismus in Amerika, seine Eigenart und Bedeutung. Welche Funktion erfüllen die 20 Prozent Katholiken im Leben ihrer Nation und wie stehen die restlichen 80 Prozent der Amerikaner zum Katholizismus?“

Über das Ergebnis sollen die beiden nächsten Aufsätze berichten. Der vorliegende Beitrag liefert dazu den „background“ durch eine Beschreibung und Gliederung von facts, die zum American way of living gehören.

Don't generalize

Die Warnung, nicht vorschnell zu verallgemeinern, mag zunächst überraschen und befremden für ein Land, in dem man die Wagen am laufenden Band herstellt, Anzüge von der Stange kauft und in allen 48 Staaten Coca Cola trinkt. Aber weder canned meat noch canned music liefern den schlüssigen Nachweis für einen nivellierten genormten Menschentyp, Ausgabe USA. Vielleicht findet der Besucher während der ersten Wochen in den recht zufälligen und oberflächlichen Eindrücken genügend Hinweise, die sein europäisches Vorurteil zu bestätigen scheinen. Aber dann fährt man durch dieses Land, spricht mit den Menschen und alles ist ganz anders.

Was mich faszinierte und lange nicht aus seinem Bann entließ, war die Erfahrung der weiten, endlosen Räume. Man weiß vielleicht, ehe man hinübergeht, daß Deutschland 20 mal in Amerika untergebracht werden kann. Ebenso ist man über die Entfernung vom Atlantik zum Stillen Ozean unterrichtet, 5000 km. Und vielleicht hat man auch schon vorher gelesen oder gehört, daß die Ausdehnung von Norden nach Süden zwischen Kanada und dem Golf von Mexiko rund 2500 km beträgt. Aber diese Zahlen bleiben tot ohne die lebendige Anschauung. Dann trifft man in einem Buch zufällig auf einen Vergleich und wird nachdenklich bei der Lesung, daß Kalifornien, einer von den 48 Staaten der Union, auf der europäischen Landkarte in der Nord-Süd-Richtung von Amsterdam bis Rom, in der Ost-West-Richtung von Bern bis Bukarest reichen würde. Wirklich erleben aber kann man den Raum nur, wenn man tagelang in den Fernzügen fährt, wohnt, schläft und ißt. Auch heute noch brauchen die elektrischen Dieselzüge, die eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 70 km in der Stunde haben und streckenweise eine Höchstgeschwindigkeit von 135 km erreichen, drei Tage für die Fahrt von New York nach San Franzisko. Am Tage läßt man die Landschaft auf sich wirken vom diner oder observation car, in stillen klaren Nächten vergißt man im Pullman am Fenster liegend stundenlang den Schlaf. Alles scheint endlos zu sein, weit und offen: die Wüste in Arizona, die Farmen in Kansas, die Ranches in Nevada, die Ölfelder in Texas und sogar die Rocky Mountains in Colorado.

Und dieser unendliche Raum ist erfüllt von Unterschieden und Gegensätzen. Wer Milwaukee und Chikago hintereinander besucht, gewinnt sehr ver-

schiedene und rasch wechselnde Eindrücke. Die beiden Städte liegen nur 150 km auseinander. In Milwaukee macht sich sehr stark der deutsche Einschlag bemerkbar und der Einfluß von dem ländlichen Staat Wisconsin. Man ist konservativ, solid und fleißig. Chicago ist hoch industrialisiert und auf Sensation eingestellt. Ein Unterschied wie Tag und Nacht zwischen den beiden Städten und ihren Bewohnern.

Noch stärker wirkt die Verschiedenheit zwischen New York und Los Angeles. Nicht Wallstreet und Hollywood allein spielen dabei eine Rolle. Die Städte als solche sind bereits Extreme. New York, auf engstem Raum zusammengedrängt, explodiert im Südtail von Manhattan in die Kraterlandschaft der Wolkenkratzer. Für den Fremden ist und bleibt ein Gang durch die schmalen Straßen mit den endlosen Vertikalen der Häuserfronten sehr eindrucksvoll oder auch der letzte Blick auf die Lavablöcke vom Schiff auf der Höhe von Broadway 1, wo sich North River und East River treffen und die New York Bay beginnt. Los Angeles dagegen, mit seinem Durchmesser von 95 km, gleicht einem unendlichen Garten, der sich über 450 Quadratmeilen erstreckt, zwischen dem Stillen Ozean, der Sierra Nevada und Hügeln, über die sich die Stadt in ständig neuem Anlauf ausbreitet. Das höchste Gebäude hat nur 25 Stockwerke im Unterschied zum Empire State Building in New York mit 102. Die Häuser sind meist einstöckig; helle starke Farben leuchten, das Licht bricht durch breite und hohe Fenster ungeteilt in alle Räume und den letzten Winkel. Die Stadt ist aufgelockert durch breite Bänder gepflegter Autostraßen; Palmen wechseln mit Sykomoren und blühenden Pfefferbäumen, durch dunkelgrünes Laub blitzt das Orange der Apfelsinen und auf leicht gewellten weitausgedehnten Rasenflächen wird leidenschaftlich Golf gespielt. Inmitten der Stadt, neben den movie lots, rings herum auf den Hügeln und bis weit hinaus in den Ozean stehen Bohrtürme und die Pumpen arbeiten pausenlos.

Auf die Frage von Freunden, ob ich nicht in Amerika bleiben wolle, habe ich regelmäßig freundlich, aber bestimmt mit Nein geantwortet. Aber zuweilen hinzugefügt: „Wenn ich je gezwungen werden sollte, die Gastfreundschaft dieses Landes für ständig in Anspruch zu nehmen, möchte ich am liebsten die eine Hälfte des Jahres in New York leben und die andere in Los Angeles.“ Amerika ist und wirkt amerikanisch zunächst, zumeist und bleibend durch solche Kontraste. Auswählen oder Verallgemeinern versperrt den Zugang zu dieser Realität. So habe ich nach einigen Wochen Deutschland und Europa einfach vergessen, die vertrauten Maßstäbe aus der Hand gelegt und keine Vergleiche mehr gezogen. Man muß wohl, um ein neues Land und ein anderes Volk zu verstehen, für eine Zeitlang der Empfindung nachgeben, nur noch ein collecting point für wechselnde Eindrücke und fremde Anschauungen sein zu wollen. Dann vermerkt man mit Schmunzeln im Reisetagebuch die Notiz einer Zeitung in Los Angeles über eine „Hamlet-Stromlinien-Inszenierung“. Und wundert sich nicht, einige Wochen später im Osten irgendwo zu lesen, daß die Baltimore-Ohio-Eisenbahngesellschaft ihren Reisenden „old fashioned courtesy“ verspricht. Oder man dreht das Radio auf, wird von einem tollen Jazz überfallen und während sich ein Gespräch über Musik entwickelt, erfährt man, daß die sehr hochstehenden Symphoniekonzerte in allen großen Städten ständig ausverkauft sind und der Funk seit Jahren schon durch zahlreiche dringliche Hörerwünsche gezwungen wird, mehr und mehr ernsthafte anspruchsvolle Musik zu senden.

Aufschlußreich ist auch das Verhältnis zwischen gelenkter öffentlicher Meinung und dem persönlichen Urteil. Es gibt nicht nur eine Perfektion der Technik in der Reklame, die erfolgreich die Reihenerzeugnisse der Massenfabrikation

an den Mann bringt. Das gleiche Verfahren wird auch auf das geistige Leben angewandt: to sell an idea, nennt man es in Amerika. Film, Funk und Presse reden unentwegt und heftig auf den Mann von der Straße ein. Obwohl die Presse dezentralisiert ist, da jede Stadt ihre eigene Zeitung haben will, trifft man überall im Lande auf die gleichen Artikel von den gleichen Autoren. Das ist zum Teil die Folge von Konzernbildung. So gehören „Hearst“ 19 Zeitungen in 13 Städten. Außerdem gibt es Korrespondenzbüros, wie etwa Drew Pearson in Washington, der mit seinem Beitrag „merry go round“ in 600 Zeitungen erscheint und eine Auflage von 200 Millionen erreicht. 25 Zeitschriften haben mehr als eine Million Bezieher, darunter Reader's Digest mit 9 Millionen und Life mit 5,5 Millionen. Die 1100 Radio-Stationen sind durch ein Kettensystem mit 4 zentralen Funkgesellschaften verbunden, die teilweise oder vollständig das Programm liefern. Es gibt zwar kein Monopol der öffentlichen Meinung. Aber eine Auswahl von Klischees ist vorhanden. Und in manchen Fragen wird der Amerikaner eben zwangsläufig die Urteile wiederholen, die er gelesen oder gehört hat. Trotzdem wahrt er sich in andern Fällen die Freiheit, im Gegensatz zum offiziellen Kurs eine eigene Meinung zu haben und zu vertreten. Das zeigte deutlich, wenn auch sehr überraschend, die letzte Präsidentenwahl. Hinter Dewey standen und für ihn schrieben die meisten führenden Zeitungen und Zeitschriften mit den höchsten Auflagen. Er hatte die beste Radiozeit und die besten Radiosprecher. Seine Wahl schien gesichert nach der Befragung der öffentlichen Meinung durch das Gallup Institut. Die Wahl von Truman war auch ein Sieg der geistigen Freiheit der Wähler, die nicht wie Automaten reagierten, sondern Individualität zeigten.

Man muß also, um ein vorläufiges Ergebnis zu ziehen, beim Schreiben oder Lesen ständig das Filter der Kritik bereithalten, wenn sich die gewonnenen Eindrücke zu allgemeinen Urteilen verdichten wollen, da diese sonst allzu leicht in die Gruppe der Vorurteile hineingeraten. Trotzdem kommt man irgendwann auf einer solchen Reise oder nachher nicht daran vorbei, die gesammelten Erfahrungen in einen gewissen Zusammenhang zu bringen, um sie ordnen und auswerten zu können. In diesem Sinne wird im Folgenden eine doppelte Frage gestellt: nach dem Aufbau des amerikanischen Charakters und einer etwaigen Umstimmung im amerikanischen Lebensgefühl.

Pragmatismus und Idealismus

Hatte in Milwaukee ein langes Gespräch mit einem Professor für englische Literatur. Er beschrieb den amerikanischen Charakter ebenso anschaulich wie treffend in aller Kürze folgendermaßen: „Wenn Sie uns verstehen wollen, denken Sie am besten an eine Ellipse. Wie diese hat auch unser Wesen zwei Brennpunkte. Wir sind zugleich Pragmatisten und Idealisten.“ Die Formulierung blieb hängen und es zeigte sich bald, wie sehr er den Nagel auf den Kopf getroffen hatte.

Die Universalität, mit der sich der Amerikaner für technische Dinge interessiert, sie herstellen und bedienen kann, darf man zweifellos als ein Kennzeichen seiner Mentalität betrachten. Er hat eine betont technische Fantasie, die mit Stahl und Beton zu spielen vermag. Im Herzen von New York liegt das Rockefeller Center. Diese Gruppe von Hochhäusern, 1931 wurde mit dem Bau begonnen, wirkt auf den Besucher wie ein Traum oder Märchen. Scheinbare Gegensätze sind in eine schwebende Harmonie aufgelöst: leicht und massiv zugleich, praktisch bei höchster Eleganz, trotz aller Sachlichkeit und Nüchternheit eine beschwingte Atmosphäre mit einem Anflug von Charme. Überall, wo der Amerikaner Europa vergift, nicht nur die Burgen und Schlösser, sondern auch

die Gotik und den romanischen Stil, entstehen und gelingen ihm die echten Symbole seines eigenen Lebensgefühls. Diese modernen Bauten — Brücken, Autobahnen, Staudämme, Kraftwerke — zeigen einen auf das Praktische gerichteten Sinn, der die Materie durch eine überlegene Technik spielend bezwingt.

Im geistigen Bereich kehrt die Freude an der Technik wieder als Vorliebe für die Organisation. Jede Universität hat ihren Reklamechef und ihr Reklamebüro. Die systematische Pflege der Verbindung mit Presse, Radio, Behörden und Organisationen steht im Dienste der publicity, die öffentliche Meinung wird für die Schule interessiert. Man wird bekannt, bekommt dadurch Nachwuchs und Geld — und gewinnt die Möglichkeit, auch über die Schule hinaus weitere Kreise geistig zu beeinflussen. In der Forschung werden vor allem die Naturwissenschaften gepflegt. Aber man betreibt weniger Grundlagenforschung, sondern wirft sich auf die Anwendung und Auswertung der Theorien, um praktische Ergebnisse zu gewinnen. Und auch in der übrigen Wissenschaft, Political Science etwa, bevorzugt man die Analyse des Aktuellen gegenüber geschichtlichen oder philosophischen Studien.

Begabung für das Praktische, Hang zum Handeln und aus dem Handgelenk improvisieren, um mit einer Situation fertig zu werden, all das hat oder kann — und liebt der Amerikaner. Man ist Werkstudent nicht nur aus Not, sondern auch, weil es irgendwie zum Stil gehört. Man wechselt die Farm, den Betrieb und den Beruf, wenn sich die Notwendigkeit ergibt oder auch einfach aus Freude am Wechsel, um einen neuen Start zu haben. Und in der Hoffnung, dabei mehr Erfolg zu haben, trotz der scharfen Konkurrenz, die jeden zwingt, hart und schnell zu arbeiten. Dieser praktische Grundzug geht leicht in ein pragmatisches Verhalten über. Man experimentiert und jongliert. Die Zulässigkeit der Mittel wird gemessen an der Zuverlässigkeit, mit der sie zum Erfolg führen. Nicht von ungefähr hat der moderne naturalistische Roman seine besten Autoren in Amerika gefunden. Der harte Realismus bei Hemingway, Steinbeck, Faulkner stammt wohl auch aus dieser Komponente des amerikanischen Wesens und wird erbarmungslos oder fragwürdig, wenn der Zusammenhang mit dem andern Brennpunkt der Ellipse verloren geht. Die folgerichtige Theorie einer Praxis, die für das Verhalten in einer Situation den Erfolg stärker betont als die Gesinnung, ist und bleibt der Pragmatismus. Seine Beschreibung und Rechtfertigung durch John Dewey und William James lieferte den amerikanischen Beitrag zur Geschichte der Philosophie.

Aber dieser Kampf ums Dasein verliert an Schärfe und Bitterkeit, ohne seine Härte einzubüßen, durch einen menschlichen Gefühlston im Umgang, der die Maschine der menschlichen Gesellschaft ständig ölt und Explosionen verhütet. Trotz allem Funktionalismus wird der Amerikaner kein Funktionär, sondern bleibt ein Mensch. Entspannend wirkt allein schon der informal way of living. Die gesellschaftlichen Spielregeln werden im Alltag locker gehandhabt. Die Jacke zieht man aus, wenn sie unbequem wird. Ein Gespräch auf der Bahn kommt zwanglos in Gang, freundlich und sachlich zugleich. Beim zweiten Besuch oder schon gegen Ende des ersten fällt der Titel weg und man redet sich mit dem Vornamen an. Ein Mitbruder aus Frankreich, so wird erzählt, war bei einem Bischof zu Gast. Am Abend des zweiten Tages sagte ihm dieser: „Nun hören Sie doch endlich auf mit der Exzellenz — ich heiße Joe.“ Man verkehrt eben zwanglos miteinander, ohne dabei formlos zu werden.

Der Amerikaner besitzt noch die Gabe des spontanen Gefühls. Weder Gemüt noch Sentimentalität sind damit gemeint, sondern ein Drittes, das zwischen dem Kern und der Peripherie liegt. Reportagen in der Presse und die Werbung der Firmen über den Funk arbeiten oft mit dramatisierter Sentimentalität. Schon

ein Song von Bing Crosby und noch mehr die Lieder von Stephen C. Foster, etwa: Old Kentucky Home, gehören einer andern Gefühlsschicht an, in der bereits ein echter Ton zum Klingen kommt. In dem strengen Winter des letzten Jahres brachten die Zeitungen täglich Schlagzeilen und ausführliche Berichte über die Hilfsaktion für Menschen und Tiere in den Staaten, die durch die Schneestürme betroffen waren. Sensation im Dienst von Sentimentalität reicht nicht aus, um die lebendige Teilnahme des ganzen Landes zu erklären. In der Begegnung mit der leidenden Kreatur packt den Amerikaner einfach ein gesundes, starkes Mitgefühl — und er hilft nach Kräften: sofort, großzügig und unter persönlichen Opfern. Ich fragte in Milwaukee einen Facharbeiter, warum er sich nicht wie seine Arbeitskameraden einen Wagen halte. Er könne sich das nicht leisten, war die Antwort, da er seit 1945 Pakete im Werte von mehr als 800 Dollar nach Deutschland geschickt habe. Bei einer Familie in Florida, die eine mittlere Fabrik besitzt, betrug die Summe 14 000 Dollar und die Dame des Hauses hatte sich ein eigenes office eingerichtet, um alle Pakete persönlich zu packen und versandfertig zu machen.

Der Idealismus des Amerikaners spielt seinem Realismus oft einen Streich. Er kann optimistisch sein bis zur Illusion. Der viel gebrauchte Slogan „give him a chance“ schließt doch ein, daß man den guten Willen beim andern immer voraussetzen darf. Hier liegt vermutlich eine Wurzel für die amerikanische Politik in Europa und China nach 1945. Trotz der Erfahrung mit Hitler und dem Nationalsozialismus hatte man anscheinend weiterhin das Vertrauen, mit Stalin, wenn schon kein gentleman agreement, so doch wenigstens ein fair business abschließen zu können. Es brauchte Jahre und Keulenschläge für die Ernüchterung, daß man mit einem Gangster nur mit der Pistole in der Hand verhandeln kann. Wenn man ihn keinen Augenblick darüber im Zweifel läßt, daß man im Ernstfall eine Sekunde früher abdrücken kann als er, kommt es vermutlich gar nicht zum Schießen und das Ziel wird doch erreicht.

Bis zur Ideologie kann sich Idealismus steigern und versteifen. Er wird dann eine Formel, die mit der Realität und dem Gefühl die Verbindung verloren hat, also jeden Bezug zum Leben überhaupt. Diesen Eindruck gewinnt man im Süden (trotz bezaubernder Gastfreundschaft und einer sehr gepflegten Kultur in den alten Familien), wo die Demokraten regieren und weitgehend in alter Schärfe auf der Trennung zwischen Schwarz und Weiß bestehen. Ein Besucher kann die geschichtliche Entwicklung und ihr Ergebnis verstehen. Er wird auch die wirtschaftlichen und politischen Überlegungen ernsthaft in Rechnung stellen, die einem kurzfristigen Ausgleich unüberwindliche Hindernisse in den Weg zu legen scheinen. Seine Schwierigkeit liegt im Grunde nur in der Tatsache, daß man die Demokratie als These vertritt und in der Praxis negiert.

Diese Unterschiede und Gegensätze gehören, so scheint es, zum amerikanischen Charakter. Er ist gleichzeitig idealistisch-ideologisch und praktisch-pragmatisch. Das schließt sich aus und gehört trotzdem zusammen. Man kann nur jedes und alles im Zusammenhang des Ganzen stehen und gelten lassen.

Von der Freiheit zur Bindung?

Bereits wenige Tage nach meiner Ankunft in USA kam bei einem Gespräch mit einem Professor für Theologie in Woodstock, Maryland, ein Problem zur Sprache, das man den neuralgischen Punkt im amerikanischen Lebensgefühl nennen kann. „Wir haben in diesem Land, so bekam ich zu hören, einstweilen weder in der Praxis noch in der Theorie das gesunde Verhältnis zwischen Freiheit und Autorität gefunden. Jede Bindung wird nur als Grenze oder Bedrohung der Freiheit empfunden, die seit Beginn unserer Geschichte als der zentrale Wert

gegolten hat.“ So war von Anfang an ein Kristallisationspunkt gegeben. Vieles von dem, was ich später zu sehen und zu hören bekam, ließ sich dadurch besser verstehen und leichter einordnen.

Der Primat der Freiheit hängt zusammen mit der Geschichte des Landes. Auf der Flucht vor wirtschaftlicher, politischer und geistiger Unfreiheit verließen Millionen von Menschen durch Generationen die Alte Welt. Sie gründeten oder begrüßten die Neue Welt im Namen der Freiheit. Und dann begann der Existenzkampf, bei dem es auf den einzelnen ankam, da jeder auf sich gestellt war. In der Pioniergeneration bestand und hatte Erfolg, wer den Frontgeist „going west“ besaß. Die persönliche Initiative war ausschlaggebend und blieb es in den späteren Jahrzehnten auch. Sie wurde ein Charakterzug der Nation.

Der selfmademan liebt ein Maximum an Freiheit mit einem Minimum an Bindung. Was an Spielregeln für das Zusammenleben und die Zusammenarbeit nicht entbehrt werden konnte, wurde in freier Übereinkunft durch Verfassung und Gesetze festgelegt. Die schöpferischen und regulierenden Faktoren bleiben Initiative und Konkurrenz. Das freie Spiel der Kräfte sorgt für den Ausgleich der Interessen. Der einzelne und die Gruppen sind Träger der Verantwortung. Eine zentrale Planung und Lenkung wird abgelehnt. Folgerichtig lehnen in der Wirtschaft, um einen typischen Fall herauszugreifen, die Gewerkschaften die Verstaatlichung der Betriebe ab. Sie kämpfen nur um mehr Lohn, weniger Arbeit und bessere soziale Verhältnisse. Auch die Schlichtung von Streitfragen erfolgt in der Regel ohne die Regierung oder ihr Vertreter ist nur ein dritter Partner bei den Verhandlungen, der zu vermitteln sucht.

Ebenso begrenzt wie die politische Autorität des Staates ist die religiöse Autorität der Kirchen. Rund die Hälfte aller Amerikaner lebt ohne jede Bindung an irgendeine Kirche. Die andere Hälfte verteilt sich zu 30 Prozent auf über 250 verschiedene protestantische Kirchen, während die Katholiken mit den restlichen 20 Prozent den geschlossensten kirchlichen Block bilden. Der Protestantismus konnte das Freiheitsbewußtsein im Amerikaner nicht an eine Autorität binden. Sein Prinzip der individuellen Schriftauslegung wirkte gruppenbildend in der Kirche und lebt in der säkularisierten Geistigkeit als Subjektivismus weiter. Der Einfluß des Katholizismus war nicht stark genug, um die Ideen der Ordnung, Autorität und Bindung für das allgemeine Bewußtsein in eine andere Beleuchtung zu rücken.

Das Problem kam erst dann in Fluß, als auch die Verhältnisse ins Gleiten geraten waren. In den letzten 20 Jahren stand man mehr und mehr neuen Aufgaben gegenüber, die mit den Kräften von unten allein nicht mehr zu bewältigen waren. Es begann mit der Wirtschaftskrise um 1930. Die Regierung mußte eingreifen und großzügig helfen. Die Wasserversorgung und Stromerzeugung war auch regional nicht mehr zu regeln. Unter dem Protektorat von Washington entstanden die gewaltigen Stauwerke, die inzwischen Weltruf erlangt haben: Das Tennessee-Tal-Projekt, Bonneville-Damm und Grand-Coulee-Damm in den beiden nordwestlichen Staaten Oregon und Washington, der Boulder-Damm in Arizona. Vor allem erweiterte der zweite Weltkrieg die Vollmachten der Regierung und der Verwaltungsapparat nahm beträchtlich zu. Anschließend erfolgte die zentrale Regelung der Studienhilfe für die ehemaligen Soldaten und der Europahilfe durch den Marshallplan. Über eine weitere Etappe verhandelt gegenwärtig der Kongreß: Sozialversicherung, Krankenversicherung, Unterrichtswesen, Wohnungsbau auf einer umfassenden nationalen Grundlage unter der Leitung und mit Hilfe der Regierung in Washington. Was bei Roosevelt als New Deal begann, lebt weiter im Fair Deal von Truman.

Den wachsenden Einfluß des Staates verfolgen weite Kreise mit kritischen Augen. An Roosevelt scheiden sich noch heute die Geister. Er hat ebenso erbitterte Gegner wie begeisterte Anhänger. Auch Truman findet mit seinem Programm heftigen Widerstand beim Kongreß. Man empfindet die neue Realität — Konzentrierung der Macht im Dienste der Wohlfahrt — als unamerikanisch und bedrohlich. Macht kann schnell in Gewalt umschlagen und dann ist es um die Freiheit geschehen. Die Sicherungen und Segnungen der Wohlfahrt aber wirken einschläfernd und entnervend auf die persönliche Initiative. Trotzdem wird man die Entwicklung wohl nicht mehr abstoppen können, da sie durch sachliche Notwendigkeiten ausgelöst wurde. Bei der Begabung des Amerikaners für den Kompromiß wird es vermutlich zu einer Zwischenlösung kommen, bei der von beiden Seiten Zugeständnisse gemacht werden. Aber auch dieser Vergleich ist dann bereits ein halber Sieg der neuen Mentalität, die aus sozialer Verantwortung die politische Macht stärken will und die Freiheit in eine stärkere Bindung zur Autorität des Staates bringt.

Ebenso findet man außerhalb der Politik Anzeichen für eine Entwicklung, die nach den geistigen Normen einer lenkbaren und zu bindenden Freiheit sucht. Nürnberg, Atombombe, der Kommunismus und die Gefahr eines dritten Weltkrieges haben alarmierend gewirkt. Diskussionen über human rights und natural law reißen nicht mehr ab. Ein Praktiker mit stark pragmatischem Einschlag lernt den Lebenswert der Ethik wohl nur induktiv kennen und schätzen, wenn die bitteren Folgen der entgegengesetzten Praxis offen zu Tage treten oder ihm bedrohlich nahe auf den Leib rücken. Auf Grund solcher Erfahrungen allein vielleicht setzt er sich mit seinem geistigen Erbe auseinander, beginnt Kritik zu üben an Subjektivismus und Liberalismus, Pragmatismus und Relativismus — und findet dann einen Zugang zum bleibenden Wesen des Menschen als Quelle des Naturrechts mit seinen allgemeingültigen Menschenrechten. Nach dem Kriege bildete sich eine Arbeitsgemeinschaft von Wissenschaftlern, Philosophen und Theologen zum Studium dieser Fragen. Die Mitglieder dieser „Conference on Science, Philosophy and Religion“ treffen sich mehrmals im Jahre, sprechen einschlägige Probleme durch und veröffentlichen laufend die Ergebnisse.

Einen Beweis für die Krise des alten Freiheitsbewußtseins liefert der Kommunismus in den Vereinigten Staaten. In diesem Zusammenhang handelt es sich nicht um die Auseinandersetzung in den Gewerkschaften, bei denen Funktionäre eine Rolle spielten, die direkt mit Moskau zusammenarbeiteten. Auch die Überprüfung der Verwaltung in Washington gehört nicht hierher, da nur die Folgen der Bündnispolitik mit Rußland während des Krieges ausgemerzt werden sollten. Dagegen ist aufschlußreich, wie die Razzia in Hollywood und an den Universitäten zeigte, daß in den Kreisen der Intelligenz, bei Schriftstellern und Professoren, Gruppenbildungen mit einer starken Tendenz zur extremen Linken vorhanden sind. Man zweifelt an der westlichen Ideologie und wird anfällig für den Mythos des Ostens, weil in einem säkularisierten Raum, wenn das Pendel umschlägt, der Individualismus nur durch die Diktatur abgelöst werden kann. Da man von der Wirklichkeit des Kommunismus keine Ahnung hat, hält man sich an ein ideales Modell und tut den Schritt um so leichter.

Die schmale Fahrstraße zwischen Szylla und Charybdis sucht Robert M. Hutchins, jahrelang Präsident der Universität Chicago, mit seinem Plan der Erziehung an den Hochschulen und der Erwachsenenbildung. Sachliches Wissen und fachliches Können runden die Persönlichkeit nicht ab und reichen nicht aus für den Dienst an der Gemeinschaft. Um die Spezialisierung zu überwinden, fordert Hutchins die Auseinandersetzung mit der europäischen Tradition. Die Vorlesungen von Professor Adler an der Universität bringen die Studenten in

Verbindung mit der Philosophie, wobei das Schwergewicht auf Aristoteles und Thomas gelegt wird. Diese Tendenz wird unterstützt durch eine gewisse Hinwendung zur Scholastik an andern Universitäten, die auf den Einfluß von Maritain, Gilson und dem Institut für Mittelalter in Toronto, Kanada, zurückgeht. Der Erwachsenenbildung dient die „Great Books Foundation“ durch die Herausgabe von Textbänden europäischer Autoren aller Richtungen von der Antike bis zur Gegenwart. Über das ganze Land verstreut haben sich überall Arbeitsgemeinschaften gebildet, um mit diesen Unterlagen zu arbeiten. Die Urteile über Einfluß oder Erfolg der Gruppe um Hutchins sind geteilt. Noch mehr gehen die Meinungen auseinander, wenn zu seinen Vorschlägen Stellung genommen wird. Obwohl alle zugeben, daß der Kampf gegen das Spezialistentum und für eine bessere Allgemeinbildung seinen Bestrebungen wertvolle und starke Anregungen verdankt, so genügt doch schon sein Eintreten für die geistige Autorität der Tradition, um ihn bei manchen Gruppen in den Ruf eines „intellektuellen Faschisten“ zu bringen.

Über das Ausmaß und die vermutliche Tragweite der Kräfte, die nach einer andern Strukturformel für die Verbindung zwischen Freiheit und Autorität suchen, läßt sich einstweilen kein Urteil fällen. Man kann im Grunde nur auf die Tatsache aufmerksam machen, daß sich allem Anschein nach das amerikanische Lebensgefühl in einer Umstimmung befindet, die vielleicht erhebliche Folgen nach sich ziehen wird.

Edith Stein

Von FRANZ HILLIG S.J.

Ein klares, jugendliches Gesicht, und darunter: Freiburg 1920. Man hat Mühe, das Geburtsdatum zu glauben: 12. Oktober 1891. Sie ist also 29 Jahre alt und nennt sich Fräulein Dr. Stein, die Assistentin von Husserl! Das ist der Morgengipfel ihres Lebens. Was für ein Weg von da zu der Frau, die uns aus der letzten Photographie anschaut, die wir von ihr besitzen: das Bild der Schwester Teresia Benedikta a Cruce, der Kölner Karmelitin, über die der Schatten des Kreuzes fällt, deren Weg in die Gaskammern des Vernichtungslagers führt! Das ist der Abendgipfel ihres Lebens, den sie mit 51 Jahren zu ersteigen hat.

Die erste Bewegung ist ein Aufbäumen gegen den Satanismus, der brutal solch heilige Blüten zertreten durfte. Aber dann offenbart einem ihr Leben: es sollte so sein. Gerade an ihrem Beispiel wird klar, warum Gott die Henker gewähren ließ. „Es durfte wohl der Wein nicht ohne Unbändigkeit gekeltert werden“ (Seidener Schuh). Inmitten dieser Greuel sind uns Heilige geschenkt worden! Weil Edith Stein den Kelch der Passion getrunken hat, darf heute ihr Leben verkündet werden; es ist offenbar berufen, Unzähligen Licht und Gnade zu bringen. Und weil sie es mit dem Opfertod siegeln durfte, erhält alles, was sie einst tat und war, den Wert einer gültigen Bezeugung. Man kann den schlichten Bericht, den der Kölner Karmel vorlegt, nur mit Erschütterung lesen.¹ Wie viele

¹ Edith Stein. Von Teresia Renata de Spiritu Sancto. (160 S.) Nürnberg, Glock und Lutz. DM 4.80. — Auch außerhalb der Zitierungen entnehmen wir dem Buch und dem Totenzettel Formulierungen. Der ganze Beitrag will nur zu dem Buch hinführen und ihm Leser werben.